

Wir neigen im Allgemeinen zur Überschätzung der Bedeutung von Schwerkraft.“

Welch ein kapitaler Satz! Doch der Chef des European Security Council will in der als Paralleluniversumsausgabe von „Anne Will“ erkennbaren Fernsehsendung gar nicht die Naturgesetze in Frage stellen, sondern in typisch sesselbreiter Talkshowdiktation ausführen, warum „Azova“ – so haben „die Medien“ das als bedrohlich wahrgenommene Phänomen über Berlin genannt – den Hauptstädtern nicht auf den Kopf fällt wie Newton der Apfel: Es handele sich bei der „anthropomorphen Flugeinheit“ nämlich um eine Wolke. Durch „Expulsion“ in die Ionosphäre geschleudert, beriesele sie möglicherweise den verschatteten Bereich mit psychoaktiven Aerosolen, eine Biowaffe neuen – russischen? – Zuschnitts.

Stets aber geht hier das Heranzoomen eines Aspekts mit wachsender Unschärfe des Hintergrunds einher, eine Art Heisenberg-Poetik des Wahnsinns, die Olaf Arndt geradezu perfektioniert hat. Wirklich greifbar wird die Bedrohung auf fünfhundert Seiten nicht, und das ist Programm, denn so funktioniert Paranoia (und die auftrumpfenden Sicherheitstechniker brauchen nicht mehr als den Glauben an die Gefahr). Dafür erfahren wir an anderer Stelle, dass die Schwer-

**Unter Deutschland**  
Olaf Arndt:  
„Unterdeutschland“.  
Roman.  
Mox und Maritz Verlag,  
Bremen 2020.  
520 S., geb., 19,80 €.

kraft tatsächlich angeknackst sein könnte: „Sie funktioniert nicht mehr wie gewohnt. Doch alles läuft weiter, als sei nichts geschehen.“ Oben und unten, Masse und Idee, Körper und Geist, Sturz und Apotheose, all das gerät in „Unterdeutschland“ in einen unentwirrbaren Wirbel: So virtuos und technizistisch ausgefeilt, wurde die Klaviatur von Verschwörungsmäthen selten bedient. Das Schmiermittel ist ein bollernder Witz, über den immer wieder die blutverschmierte Germania blickt. Stilistisch ist der Roman ein Bastard, so als hätten Thomas Pynchon, Helge Schneider und Heiner Müller (den Arndt gut kannte) gemeinsam die so wurstig wirkende, aber im Innern hochnervöse Berliner Republik sezirt.

Dass QAnon- oder Chemtrail-Knallchargen mit diesem beherzt mit Manuskriptfiktionen um sich werfenden Buch (man weiß selten, wer wirklich spricht) glücklich würden, darf bezweifelt werden. „Unterdeutschland“ ist viel mehr als ein subversiv psychotischer Kasset für die Deepfake-BRD-Szene, die sich an den unablässigen Paranoia-Überschreibungen den letzten Zahn ausbeißt, nämlich ein gewaltiger Spaß. Wer sich auf ein Abenteuer am Rande

# Die Apokalypse der Apokalypse

Köstliche Überforderung: Olaf Arndt ist in „Unterdeutschland“ einer terroristischen Wolken-Verschwörung auf der Spur



Eine groteske Figur, ganz so wie Olaf Arndt in seinem Roman Deutschland imaginiert: Max Ernsts „Der Hausengel oder Der Triumph des Surrealismus“

Foto Interfoto

der Lesbarkeit und auf den Schwingen der Geschwätzigkeit einlässt, wird mit einem Walpurgisnachtstraum auf der Höhe der Zeit belohnt.

Kulturgeschichtliche Verweise, mal klassisch, mal kalauernd (Buridan Osel heißt eine Figur), überziehen die Erzählung wie eine Butterstreuselschicht.

Wichtiger sind allerdings die Bezugnahmen auf den Totalitarismus und den Kalten Krieg, die in dem 2022 spielenden Roman keine historischen Termini darstellen: Das autokratisch-militaristische Europa prallt hart auf einen Neostalinismus im Osten. Eine Erzählinie beginnt bei der Geiselnahme im Moskauer Du-

browka-Theater, mit der tschetschenische Terroristen im Oktober 2002 den Abzug russischer Streitkräfte erzwingen wollten. Der Erstürmung durch den Geheimdienst FSB war die Einleitung eines unbekanntes Gases vorausgegangen, das zum Tod auch Hunderte Geiseln führte. Die (nun wieder ausgedachte)

Überführung einer Reihe immer noch im Koma liegender Patienten via Berlin nach Paris – das Flugzeug verschwindet auf ominöse Weise – könnte mit der erwähnten Gaswolke über Tempelhof zu tun haben: eine Art Trauma-Wiederholung unter surreal anmutenden, teils ins Innere der Komatösen verlegten Umstän-

## Mit Pathos für den Führermythos

Oliver Rathkolb legt eine Biographie von Baldur von Schirach vor

Baldur von Schirach ist als Führer der HJ, der Hitlerjugend, im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verankert. Weniger bekannt ist er als dichtender Schöngest, mit starker Neigung zum Pathos. Der 1907 geborene Schirach entstammte dem adlig-rechtsbürgerlichen Milieu der Stadt Weimar. Von seinem Vater, Garde-Rittmeister und Intendant des städtischen Nationaltheaters, lernte er die deutschnationale Einstellung. In einem Knabeninternat erzogen, kam er auch früh mit dem Prinzip jugendlicher Selbstführung und -verwaltung in Kontakt. In der „Knappenschaft“ verband der marschierende Heranwachsende völkische Gesinnung mit sozialem Militarismus. Bereits in jungen Jahren las sich Schirach zudem in antisemitischer Literatur ein. Von den Werken des Schriftstellers und völkischen Kulturpolitikers Adolf Bartels wurde er ebenso beeinflusst wie von dem „Bayreuther Denker“ Houston Stewart Chamberlain, einem deutsch-britischen Populärwissenschaftler und Rassist. Auch Henry Fords Buch „Der internationale Jude“ (1922) prägte ihn: „Ich las es und wurde Antisemit“, behauptete er später.

Der Wiener Zeithistoriker Oliver Rathkolb hat nun eine quellennaher Biographie vorgelegt, die das Bild eines umtriebigen Antisemiten vermittelt, der sich in der Pose des zivilisierten und großzügigen Nazi-Mäzens gefiel. Schon der Siebzehnjährige Gymnasiast begegnete Hitler bei dessen erster Weimarer Rede. Schirach bewachte die Unterkunft, in der sich Hitler zwischen zwei Auftritten ausruhte. Als Parteiführer dann auch noch in der elterlichen Villa zum Tee erschienen war, kannte die Verehrung keine Grenzen mehr.

Schirach trat gleich mit Erreichen der Volljährigkeit in NSDAP und SA ein. Ermuntert durch eine kurze Bemerkung Hitlers („wenn Sie studieren, dann kommen Sie doch zu mir nach München“), suchte er die Nähe seines Idols. Im Umkreis der Verlegerfamilie Elsa und Hugo Bruckmann, in deren Salon Hitler verkehrte, gelang es Schirach, Hitler davon zu überzeugen, ihm die Leitung des nationalsozialistischen Studentebundes zu übertragen. Als er für Hitler im November 1927 einen proppenvollen Auf-

tritt vor akademischem Publikum im Bürgerbräukeller arrangierte, begann eine steile Karriere. Mit gerade einmal fünfundzwanzig Jahren wurde er zum „Reichsjugendführer“ der HJ.

Als jugendlicher Draufgänger mit unbarmherzigem Durchsetzungsvermögen gegen innerparteiliche Konkurrenten, als begabter Organisator und politischer Mobilisator bürgerlicher und adliger Gruppen gelangt dem Hitlerverehrer der Aufbau der HJ. Der Netzwerker heiratete 1932 zudem die Tochter des Hitler-Fotografen Heinrich Hoffmann: Trauzug waren Hitler und Röhm. Den „Führer-



Oliver Rathkolb:  
„Schirach“. Eine  
Generation zwischen  
Goethe und Hitler.  
Molden Verlag,  
Wien/Graz 2020.  
351 S., geb., 32,- €.

ermythos“ beschwor er in zahlreichen Propagandabüchern, in denen er selbst als Poet mit Neigung zu pathetischen Versen über die „Martyrer“ der „Bewegung“ schrieb.

Nach der Auflösung aller Jugendverbände im Jahr 1933 systematisierte Schirach die HJ-Fahrten und -Zeltlager, stets nach der Maxime „Jugend führt Jugend“. Mit dem konsequenten Ausbau seiner Propaganda in Filmen, Büchern und Liedgut mauserte sich Schirach 1936 zum Staatssekretär. Er machte die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend zur Pflicht, so dass diese auf sechs Millionen Mitglieder anwuchs. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere strebte er auch nach der Kontrolle über die Schulerziehung. Dabei geriet er in Konflikt mit dem Reichserziehungsminister Bernhard Rust, den er durch seine besseren internationalen Kontakte auszustechen versuchte, vor allem durch seine Kooperation mit Renato Ricci, dem italienischen Präsidenten der faschistischen Jugendorganisationen. Im Machtkonflikt mit Rust konnte sich Schirach letztlich nicht durchsetzen. Mit Kriegsbeginn begann sein Stern weiter zu sinken, weil Fragen der Erziehungsdiktatur hinter den Kriegserfordernissen zurücktraten.

1940 wurde der kulturbegeisterte Schirach als „Reichsstattthalter“ nach Wien abgeschoben. Er löste den volkstümlich-derben Josef Bürkel, Bäckerssohn aus der Südpfalz, ab, der ohnehin nicht zur Wiener Tradition gepasst hatte. Mit ausladenden Gesten und Banketten zelebrierte Schirach die ambitionierte Wiener Hochkultur. Er versuchte seine nationalen wie internationalen Gäste regelmäßig durch die Wiederbelebung der klassischen österreichischen Kulturtraditionen mit Grillparzer und Mozart-Weekenden zu beeindrucken. Das brachte ihm jedoch den Zorn von Goebbels und Hitler ein, die diese Inszenierungen als Konkurrenz zur Berliner Zentrale interpretierten. Nach einer für die NS-Führung zu liberalen Kunstausstellung und persönlichen Zerwürfnissen mit Hitler im Sommer 1943 galt Schirach als Ablösekanndidat. Mangels angemessenen Ersatzes blieb er jedoch bis zum Schluss auf seinem Posten.

Über die Deportation der Wiener Juden war Schirach, entgegen seinen Beteuerungen vor dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, stets gut informiert. Er hatte öffentlich beteuert, seine Stadt bis zum Herbst 1942 „judenfrei“ und danach auch „tschechenfrei“ machen zu wollen. Rathkolb zeigt auf, wie umfassend sich Schirach mit ehemals jüdischen Kunstgütern eindeckte und durch „Arisierungen“ systematisch bereicherte.

Vor dem Nürnberger Tribunal gab er offen die nationalsozialistischen Massenverbrechen an den Juden zu. Seine Strategie, sich als verblendeter Hitler-Fanboy zu verkaufen, der von der Judenvernichtung nicht viel gewusst haben will, ging tatsächlich auf. Er kam mit zwanzig Jahren Gefängnisstrafe davon. 1966 entlassen, versilberte er seine ehemalige Spitzenstellung im Dritten Reich und verkaufte seine Memoiren an den Höchstbieter. Artikelserien erschienen im „Stern“, und er gab zahlreiche Exklusivinterviews. Über seine letzten Lebensjahre weiß man jedoch nicht viel. Seine Frau Henriette hatte sich bereits kurz nach Kriegsende von ihm scheiden lassen, und auch seine vier Kinder hatte er durch herrliche Auftritte verprellt. Er starb 1974 vereinsamt an Herzversagen in einer Pension im rheinland-pfälzischen Kröv. SVEN REICHARDT

Zahlreich sind die Anthologien mit Liebesgedichten aus aller Welt, eine Seltenheit hingegen und deshalb überraschend ist eine mit „Gedichten über das Alter“, wie Helmut Bachmaier sie gesammelt hat. Das Liebesgedicht ist die Gabe an eine Frau, und so lässt sich eine Sammlung solcher Kniefälle, schön gedruckt, auch als Gastgeschenk für eine Dame denken. Wäre es aber vorstellbar, dass ein Mann, ob jung oder alt, einer Verwandten beim Besuch eine Anthologie von Alterslyrik überreichte? Sie muss sich diesen Band selbst kaufen, und das sollte sie auch tun, denn er führt nicht nur die Selbsterkenntnis des Menschen vor angesichts seiner Vergänglichkeit, sondern eröffnet auch viele Perspektiven auf das, was Lyrik vermag, um menschlicher Erfahrung, sei es Liebe, sei es Alter, eine einprägsame Form zu geben.

Eindeutig ist, so zeigt Bachmaiers Sammlung, die Haltung dem Alter gegenüber nicht, doch wiederholen sich die variablen Stimmungen und Weisheiten des Alters in allen Epochen und Kulturen. Der Band ist deshalb weder chronologisch noch geographisch gegliedert, sondern, den „Profilen von Alterungsprozessen“ folgend, in Kapitel mit „Alterslob“, „Altersklage“, „Altersgroteske“, „Altersprotest“, „Altersnarzismus“.

Eine Anthologie ist die Folge einer Suche nach Perlen einer Gattung, und diese Perlen machen die Sammlung von Liebesgedichten so begehrt. Die Lyrik über das Alter aber leistet mehr. Sie darf über das Alter reden, wie man darüber in der Öffentlichkeit kaum je und vorsichtig selbst unter Freunden spricht. Erst die Schönheit der Worte, Rhythmus, Melodie und Musik der Sprache erlauben auszusprechen, worüber man lieber schweigt: die Erkenntnis von Verfall und Untergang.

Freilich klingen die spröden Töne des Alteins ganz anders als die Seufzer der Liebe. Auch wenn die „Altersliebe“ in diesem Band zu finden ist, so bleibt dabei in allen Versionen der Tenor konstant, den das früheste Beispiel des verliebten Alten anspricht. Der alte Anakreon bekennt seine Liebe zu den Mädchen (oder sind es Knaben?) und sieht seine Sehnsucht von ihnen verspottet: „Du bist ja alt, Anakreon. / Sieh her! du kannst den Spiegel fragen / Sieh, deine Haare schwinden schon; / Und von den trocknen Wangen / Ist Blut

und Reiz entflohen.“ Der Trotz des Anakreon, der behauptet, „daß ein Greis, / Sein Bißchen Zeit noch zu genießen, / Ein doppelt Recht hat, euch zu küssen“, wird allerdings durch genug andere Gedichte liebesbrunkenen Alter ad absurdum geführt. Die Altersliebe mündet nur allzu oft in Klage und Melancholie, auch wenn es sich um ein Paar handelt, das glücklich liebt wie etwa bei Günter Herburger: „Seitdem wir uns aber geeinigt haben / zusammen alt zu werden, / verwandelt sich die Liebe in Behutsamkeit, / und das Blut, das . . . aus Rissen quillt, schmerzt / Tropfen um Tropfen wie heißes Wachs.“

Helmut Bachmaier (Hrsg.):  
„Zurücktreten aus der  
Erscheinung“.  
Gedichte über das Alter.  
Wallstein Verlag,  
Göttingen 2021.  
255 S., geb., 20,- €.

Die lyrischen Situationen der Liebe und des Alters sind schwer zu vereinen. Der Unterschied ist einer der Erscheinung, denn das Gedicht spricht vom Herzen nur, wo es einen Widerschein im Körper hat. Jung und Alt unterscheiden sich im Gedicht durch Haut und Haar, die Jugend, die liebt, und das Alter, das resigniert, haben verschiedene Farben. In Liebesgedichten leuchtet das Auge blau, die Haut schimmert wie Perlmutter, der Mund verführt durch Rosenrot; die Alterslyrik verschattet diese Farben ins Graue, Rostige, Verwelkete. Nicht braungebrannt, wie die Hirtin, ist der Alte im Gedicht Hermann Brochs, sondern „graugebrannt“. Glätte und Glanz stehen gegen Falten und Runzeln. Kosmetik, so legt der Vergleich der Gedichte über Liebe und Alter nahe, ist die Anstrengung des Menschen, das Gesicht lyriktauglich zu erhalten. Der Titel des Bandes erfasst daher treffend den Zustand des Alters als „Zurücktreten aus der Erscheinung“.

Die Register allerdings, die die Lyrik zieht, um Erfahrungen des Alters auszudrücken, sind reichhaltiger und variabler als die der Liebeslyrik. Das Repertoire der Stimmungen und Gefühle reicht von Hölderlins Hoffnung in dem bekannten Vers „Friedlich und heiter ist dann das Alter“ bis zu Niklas Stillers, des dichtenden

den (die Vermählung einer Tschetschenin mit einem Hund spielt da eine Rolle). Mehrere Leichen werden derweil in Berlin gefunden, was dem Autor die Gelegenheit gibt, seinen paranoiden Agenten-Thriller zum komischen Krimi zu weiten.

Als wiederkehrende, reichlich erfolglos nach den losen Enden der Narration haschende und dabei am liebsten in Kneipen versumpfende Hauptfigur bietet Hans Falck, ein Kriminalpolizeibeamter, der im Nachlass eines der Toten einen entscheidenden Clou vermutet, eine gewisse Verortung im Geschehen. Von den berlinernden Abschweifungen, die sich häufig auf das Parodieren von Szenekultur, Kanak-Sprache oder Verwaltungsbürokratie beschränken, hätte es freilich nicht gar so vieler bedurft. Besteher ist das Buch, wenn es doppelt und dreifach quergedachte Mutmaßungen über den Ausnahmezustand anstellt. Wer sich so tief auf die Rhetorik des Verdachts einlässt, verliert jeden Halt, das cartesische Fundamentum inconsum, ohne das nur der totale Zweifel bleibt. So jagen bald die Theorien über die Wolke einander – Ablenkung, Angriff, Offenbarung –, vermischen sich mit Geheimdienst-Science-Fiction, kollektivem Rausch, der Intelligenzfeindschaft der Träger „von Beinkleidern mit Urinrändern“, linkem EU-Bashing und guter alter Ideologiekritik: „Brutale Satttheit ist eine nicht-tödliche Waffe im Kampf gegen den Aufstand.“ All das ist die Wolke.

Darunter wächst die Kriegsbereitschaft. Rechte und linke Bürgerwehren entstehen, nähren sich von Gerüchten über den tiefen Staat, Zwangsimpfungen oder den Rassenkrieg. Als „Ettlinger Frieden“ firmiert eine gelungen karikierte Konferenz, die – wohlgeplant – im Chaos endet. Der Abschluss der (womöglich gefahrlosen) Flugeinheit führt zu einem Untersuchungsausschuss, den es auszutricksen gilt. Zu „Fragmenten“ zerhackt, wankt dem allen noch die zum Himmelfahrtskommando umkodierte Erinnerung an den Gasangriff aufs Musical-Theater von 2002 hinterher, was sich hier als Epilog zu einem der blutigsten Phantasmen des zwanzigsten Jahrhunderts zu erkennen gibt, dem vom „Neuen Menschen“.

Nicht alle erzählerischen Volten Arndts gehen auf. Manche Abschweifungen oder chronologischen Paradoxien sind auch einfach zu viel; andererseits ist die Exuberanz das hervorsteckende Merkmal dieses stilistisch sicheren Romans, der uns auf köstlich unterhaltsame Weise überfordert. Vielleicht konnte ein solches „Brainfuck“-Experiment nur von einem Universalkünstler kommen, der seit Jahren zum Verhältnis von Mensch, Maschine und Gesellschaft arbeitet. So ähnelt der Roman ein wenig einer Installation, die die derzeit ins Kraut schießenden Macht- und Ohnmachtsphantasien rund um das geheime Deutschland in eine groteske Figur im Stil von Max Ernsts „Triumph des Surrealismus“ verwandelt. OLIVER JUNGEN

## Graugebrannt ist alle Poesie

Kosmetik hält das Gesicht lyriktauglich: Helmut Bachmaiers Gedicht-Anthologie

Mediziners, wütender Verzweiflung über Krankheit und Zerfall: „Diese Gerüche, / dieses Stöhnen, / diese Schreie . . . Das sind wir auch.“

In solch nihilistischer Hoffnungslosigkeit lässt Bachmaier seinen Band nicht ausklingen. Vielmehr beendet er ihn in der letzten Abteilung „Lebensbilanz“ mit dem gelassenen Rückblick Goethes und dessen pastoraler Beschwingung im Gedicht „Vermächtnis“: „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen.“ Bachmaier macht Goethe, dessen „Altersstil“ das neunzehnte Jahrhundert hoch verehrte, zum Mittelpunkt seines Nachworts. Eher allerdings richtete sich die Aufmerksamkeit der Leser auf die Prosa des alten Goethe, etwa die Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren“, und diese Neigung zur Erzählung über den alten Mann und das Mädchen reicht über Italo Svevo bis zu Martin Walser. Bachmaier hätte auch mit jenem Goethe enden können, der sich in der Eile, die der Aphorismus fordert, so manchen Zynismus erlaubt, wenn er, ähnlich dem Anakreon, feststellt: „Der Rost macht erst die Münze wert.“

Die Anthologie lässt sich also auch als historisches Dokument eines Bewusstseinswandels lesen, wie er im neunzehnten Jahrhundert einsetzte, der das, was sich bis dahin nur verschwiegen im privaten Gedicht aussprach, aus der Verborgenheit hervorholte. Allerdings fehlen in Bachmaiers Band gerade die schönsten Gedichte über das Alter, etwa Walthers von der Vogelweide „Owe war sint verwunden alliu miniu jar“. Des Herausgebers Schuld jedoch ist es nicht, wenn Vinst Hugo „L'art d'être grand père“ fehlt. Einat hat man in Deutschland alle Werke des Romanciers übersetzt und begeistert gelesen, nie aber dieses poetische Werk, denn es erschien 1871, im Jahr der deutsch-französischen Feindschaft. Den charmannten Ton eines Großvaters aus dem neunzehnten Jahrhundert vermag aber heute kein Übersetzer mehr zu treffen. Dabei wäre gerade jetzt, der Großvater, der seine unsicheren Schritte dem Trippeln des Enkels anpasst, die positive Leitfigur des alternen Menschen, hätte doch ohne seinen Beistand die berufstätige Tochter oft keine freie Minute. Nicht Goethes Altersweisheit, sondern die sehr irdische „Kunst, Großvater zu sein“ verspricht den zeitgemäßen Ausblick auf ein Glück im Alter. HANNELORE SCHLAFFER